

Herwig Oberlerchner

Das Schweigen wird laut

Erinnerungen

 VERLAG johannes
heyn

Überarbeitete und ergänzte Neuauflage
(Originalausgabe 2022 im Memoiren-Verlag Bauschke)

Titelfoto: Herwig Oberlerchner
Foto Seite 5: Archiv Herwig Oberlerchner

Lektorat: Anna Haase, Berlin
Layout & Satz: Verlag Johannes Heyn
Druck und Bindung: Florjančič tisk, Maribor

© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2024
www.verlagheyne.at

ISBN 978-3-7084-0696-1

Printed in Slovenia

Mit freundlicher Unterstützung durch

LAND  KÄRNTEN
Kultur

 Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

Für meinen Urgroßvater



There is a crack, a crack in everything,

That's how the light gets in ...

Leonard Cohen

Vorwort

In jeder Familie gibt es Geheimnisse, Unbesprochenes, Verschwiegendes. Die Mauern des Schweigens, errichtet aus Schuld, Scham und Überforderung, spürt man als Kind, als Jugendlicher, als Erwachsener. Diese Familientabus sind atmosphärisch besondere Bereiche mit einzigartiger Kommunikation und Interaktion, Krypten, Grüfte. Wenn man sich ihnen nähert, entstehen emotionale, vegetative und auch kognitive Ausnahmezustände, die man zu vermeiden trachtet. Dieses Aussparen heikler Themen, dieses Hoffen auf Vergessen wird über die Generationen weitergegeben, bis das Schweigen gebrochen wird und Licht sich seinen Weg in dunkle Familien- und Seelenregionen bahnt. Das Schweigen bricht, wenn man es zur Sprache bringt.

In unserem Unbewussten existiert die Dimension Zeit sowie die gewohnte zeitliche Abfolge nicht. Und so ist der vorliegende Text im Präsens verfasst und entspricht den Assoziationen, Erinnerungen, Fantasien und Erzählungen zu familienspezifischen Themen aus der unmittelbaren Perspektive des bildhaften Wieder-Erlebens. Darüber hinaus enthält das Buch Abschriften von unkorrigierten Briefen und anderen Dokumenten aus dem Familienarchiv. Der Text vermittelt einen tiefen Einblick in meine Sozialisation und die Geschichte meiner Familie und markiert so auch Epochen und Themen des vorigen Jahrhunderts von der Tuberkulose über die Euthanasie und die Identifikation mit den Vätern der Kriegsgenerationen bis hin zu Emigration (Kanada) und Suizid, Ersatzkaffee und Sammelleidenschaft, Archetypen, Frischzellenkur, Depression und Hoffnung.

Ich danke den Archivaren unserer Familie, Wilhelm für die Liesinger-Seite, Fritz für die Oberlerchner-Seite, meinen Verwandten für die intensiven Gespräche, meinen vielen Testleserinnen und Testlesern für die Rückmeldungen und Anregungen, ganz besonders danke ich meiner Schwester Anita für die unermüdliche und akribische Recherche, das Übersetzen schwierigster Texte in altem Kurrent und ihre Art der Familienforschung, die sich mit meiner so gut ergänzte, dass dieses Buch entstehen konnte.

Herwig Oberlerchner im April 2022

Vorwort zur Neuauflage

Als das Buch „Das Schweigen wird laut“ im Frühling 2022 schon recht konkrete Gestalt anzunehmen begann, begab ich mich auf Verlagsuche. Im Wissen, dass mir eine regionale und sehr engagierte Betreuung wichtig ist, schrieb ich die Verlegerin Christina Bauschke vom Memoiren-Verlag Bauschke an, erhielt prompt eine Zusage und bald saßen wir uns im Figurenmuseum in der Kaufmannngasse in Klagenfurt gegenüber und unterzeichneten den Vertrag.

Kurz darauf wurde die erste Buchpräsentation im Europahaus Klagenfurt geplant. Ich kannte die Cellistin Miramis Semmler-Mattitsch vom Symposium „Kunst und Körper“, das wir 2013 an der psychiatrischen Abteilung ausrichteten und wo sie die Abendveranstaltung rund um die figürlichen Ausstellungsstücke der Künstlerin Anna Skrabal musikalisch begleitete. Wir stellten gemeinsam nach meinen inhaltlichen und ihren musikalisch-künstlerischen Vorstellungen ein Repertoire zusammen, das beim Auditorium seit fast zwei Jahren gut ankommt. Weitere Lesungen wurden und werden gebucht, das Buch verkauft sich, trotz der Strategie des Verlages keinen Kooperationspartner für den Versand zu haben, gut. Doch nun, kurz vor der zehnten Lesung, zieht sich Christina Bauschke zu meinem großen Bedauern zurück, hat aber noch mitgeholfen für das Buch einen neuen Hafen zu finden. Ich bedanke mich nun sehr herzlich beim Verleger Achim Zechner für die Übernahme des Buches in den Verlag Johannes Heyn und bei der Lektorin Anna Haase für Geduld und Glättung und Genauigkeit.

Ja, die Neuauflage stellt natürlich eine Zäsur dar. Soll ich das Buch aktualisieren, erzählen, welche emotionalen Momente ich in Toronto bei meiner gerade erst gefundenen Großtante Liz erlebte, wie sich die Kontakte zur neuen Familie in Kanada gestalten, welche Diskussionen in der Familie entbrannten, als es um weitere Öffentlichkeitsarbeit ging oder wie gut das Figurenmuseum bei der Langen Nacht der Museen im Oktober 2023 besucht war?

Berührend waren die Gespräche über das Buch und viele der Rückmeldungen. Nur die wenigsten Leserinnen und Leser wollten mehr über mich und meine Familie und das Schicksal einzelner Familienmitglieder wissen, die meisten fühlten sich ermutigt in die eigene Familiengeschichte einzutauchen und dort das Schweigen zu durchbrechen.

Herwig Oberlerchner im April 2024

TEIL I

In der mütterlichen Welt

Die Prozessionen

Ich sehe mich mit Trommeln aus Karton, in denen bis vor kurzem noch Waschmittel war, in der Wohnküche der Urgroßeltern. Weißer Riese, Omo. Breites Plastikband als Griff. Ein Hubschrauber zieht das riesige Leinentuch weiß-bläulich glänzend aus dem Waschpulverpool. Der Jahre später im Fernsehen ausgestrahlte Werbespot. Ich leere den Inhalt der Trommeln auf den Diwan, ein brodelndes Geräusch. Die Lindetiere, die Saurier, die Wildwestfiguren und Engel, ineinander verhakt und verschlungen, breiten sich auf der Überdecke aus. Raus aus den Sandalen, steige ich auf den Diwan und reiche so bis zum Oberrand der Leiste, die die Holzumrahmung des Diwans abschließt. Omama und Opapa, meine Urgroßeltern mütterlicherseits, sitzen am Küchentisch und schauen mir zu, Opapa liest Zeitung, Omama häkelt. Das Radio plärrt Heintje im Wunschkonzert. Die dunkelbraune Holzumrahmung ist gerippt, die Leiste oben flach und gerade breit genug für mein Vorhaben. Die Leiste reicht vom an die Wand geschraubten Metallgestell, auf dem der kleine, meist erst abends ein grieselndes Bild erzeugende Schwarzweißfernseher steht, bis zum Kopfende des Diwans und zum Türstock der Schlafzimmertür. Genug Platz für meine Tierprozession.

Den Anfang macht der große Elefant mit den Stoßzähnen und riesigen Beinen, der stammt aus Afrika, hat nämlich große Ohren. Das weiß ich von Burli, meinem nur sieben Jahre älteren Onkel Willi, dem Bruder meiner Mutter, der auch mein Bruder sein könnte, auch er hat große Ohren. Der Elefant ist eigentlich kein Lindetier, stammt nicht aus der Kaffeepackung mit den blauen Punkten auf weißem Grund, die Omama alle paar Tage öffnet, ein herbeigesehtes Ritual. Reindorf-Extra liest mir Willi vor. Der Elefant ist beige, nicht weiß wie die anderen Tiere, und größer ist er auch – der geborene Anführer meiner Prozession, gefolgt von zwei kleineren Reindorfelefanten mit Stoßzähnen, aber ebenfalls großen Ohren. Danach nun die echten Elefanten aus dem Lindekaffee mit dem Schriftzug, den ich bereits kenne: L i n d e , einer der Elefanten

mit vorgestrecktem Rüssel, einer mit eingerolltem. Kleinere Tiere, kleinere Ohren. Indien, sagt Willi bedeutungsvoll, bestätigt vom Nicken meiner Schwester, die schon acht Finger alt ist. Dann die Giraffe, die Hörner hat, die aber nie zu einem Geweih werden, wie ich von Vati, meinem Großvater mütterlicherseits, dem Jäger, weiß, nun der riesige Elch mit dem ausladenden Geweih, seinen rechten vorderen Huf stecke ich in den dünnen Spalt zwischen Mauer und Leiste, sodass er nicht hinunterfallen kann, so steht er festgeklemmt, absturzsicher. Danach die Elchkuh, eigentlich ein Elch ohne Geweih, abgebrochen, verloren gegangen beim unzähligen Ausleeren der Waschpulvertrommeln. Mein Vater schlägt vor, den Elch nun zur Elchkuh zu machen, ich bin unzufrieden; ein beschädigtes Tier als volles Mitglied der Prozession zu sehen, widerstrebt mir, ich kann über den Schaden nicht hinwegsehen, beschließe das versehrte Tier wegzulassen. Der Elch mit Geweih bleibt so der einzige Vertreter seiner Gattung in der Prozession, auch wenn ich weiß, dass er Verwandte hat, den Hirsch und den Rehbock, deren Geweihe als Jagdtrophäen im Vorraum unseres Hauses an der Wand prangen.

Auch gibt es keine Hirschkuh, doch bei den Rehen Bock und Geiß, gefolgt von Gämse und Antilope, dann die dicken, plumpen, die niedrigen Tiere, Nashorn, Nilpferd, die meiner Mutter so gut gefallen, weil sie dick, schwer und behäbig sind, nun das Wildschwein. Ich bemerke, dass ich die Raubkatzen vergessen habe. Die Prozession wird abgebaut bis zur sechsten Figur, dem kleinsten Elefanten. Dann kommen nach der Giraffe der große brüllende Löwe mit mächtiger Mähne, die Löwin, der kleinere Löwe, den ich auch in Grau habe. Tiger und Jaguar, jetzt wieder der Elch, Hirsch und Gefolge, dann die afrikanischen Tiere, schließlich die Schildkröte, zuletzt das Krokodil mit geöffnetem Maul. Die Zähne des Krokodils kommen dem linken Hinterfuß der Schildkröte recht nah, das ist mir unangenehm, ich bin besorgt. Mutti, meine Großmutter, die wünscht sich einen Körperteil von mir, einen, der nur ihr gehört, immer wenn sie mich drückt, bis ich zappelnd nach Luft schnappe. Sie wäre auch mit einem kleinen Zeh zufrieden, dann lacht sie schallend. Ich fürchte, der wird ihr nicht reichen. Der Abstand zwischen Schildkröte und Krokodil

muss daher vergrößert werden. Der kleine Affe wird der Giraffe an den Hals gesteckt. Jetzt die Vögel. Auch hier der Größe nach, zuerst der Pelikan, dann der Strauß oder besser umgekehrt, der Reiher, zuletzt jedenfalls der Habicht, nach dem Tukan, beide sitzen mit dünnen Beinen auf Ästen.

Ich gehe wieder alles durch, tausche den Steinbock gegen den Hirsch. Oder doch zuerst den Bären? Ich räume noch einmal ab, entscheide mich für eine andere Reihenfolge, schließe aber wieder mit den Vögeln ab.

Was liegt noch auf dem Diwan? Besorgt vergleiche ich die Leistenlänge, die noch bleibt, mit dem Stoß der Tiere. Obwohl ich mich dagegen entschieden habe, die doppelten Tiere aufzustellen. Auch nicht die Kängurus, die man platzsparend ineinanderschoben kann. Es wird knapp. Denn die nun folgenden Gruppen, weiße Cowboys, rote und braunrote Indianer, die Saurier und die Engel müssen noch Platz haben. Mehrmals muss ich den Abstand zwischen den Figurengruppen verkleinern, die Tiere näher zusammenrücken, der Hirsch stürzt ab, gefolgt von der dünnbeinigen Antilope. Zuletzt der grüne Mickey, die blaue Kuh und der ockerfarbene Indianer. Weglassen? Dazu stellen? Als eigene Gruppe oder abseitsstehende Einzelgänger? Wohin mit ihnen? Lege ich sie in die Trommel, bleibt das Gebilde unvollständig, zur versehrten Elchkuh passen sie nicht. Wegwerfen? Mich trennen von diesen Außenseitern? Dieser Gedanke kommt mir jedes Mal an diesem Punkt, verursacht trockenen Mund und Herzklopfen. Ich schüttle den Kopf und den Gedanken ab, entschieße mich nun doch, die doppelten Figuren aufzustellen, es müsste sich ausgehen, wie es mir beim letzten Mal hier auf dem Diwan stehend ja auch gelingt. In der Zwischenzeit sind nur ein Flugsaurier und ein Indianer mit Pfeil und Bogen dazugekommen, letzterer ein Geschenk von der Muata, der zweiten Urgroßmutter, die bedauerlicherweise wesentlich weniger Lindeskafee trinkt.

Noch einmal: Elefanten, Giraffen, Löwen und Raubkatzen, dann Bär, Bison, Känguru, dann Elch und Hirsch und Verwandte, schließlich Kuh und Pferd, dann schließlich wieder die Schildkröte und zuletzt mit etwas Abstand das Krokodil. Bei den Pinguinen gibt es zwei, einen mit Bodenplatte, einen ohne. Wohin damit? Zu den Vögeln oder zu den an-

deren Tieren? Dann die Gruppen, die Engel mit ihren Engelszungen und Instrumenten, allen voran der lendenbeschürzte Dirigent, der sich in die Musik versunken nach hinten lehnt, die uralten, allwissenden Saurier, ganz zuletzt, am Ende der Leiste, der grüne Mickey, er kann mit seinen ausgebreiteten Armen nicht im Profil stehen, sondern dreht mir das Gesicht zu. Er passt einfach nicht dazu, nicht farblich, nicht wie er gemacht ist. Gebe ich ihn in die Trommel, starrt er mich vorwurfsvoll an, die geweihte Hirschelchkuh sowieso. Und doch, endlich stehen alle Tiere in Reih und Glied und scheinen mit ihrer Position zufrieden, es könnte losgehen, wenn der Reindorfelefant sein Trompeten erschallen lassen würde.

Jede Figur hat nun ihren Platz, allfällig notwendige Lücken für Neuzugänge sind auch noch vorhanden. Es gibt kleine und große Tiere, Familien, Männer, Frauen, Kinder, Gruppen und Einzelgänger. Tiere, die sich nah sind, andere fremd, einige mögen sich, passen gut zusammen, um einige muss man bängen, bei anderen ist das Verhältnis zueinander schwerer einzuschätzen. Diese Prozession ist ein Wagnis, eine Herausforderung, ein Kunstwerk, der Versuch eines Miteinanders mit ungewissem Ausgang. Der Reindorfelefant gibt nun das Signal, er hebt den Rüssel. Ich marschiere mit roten Wangen auf dem Diwan mit, Omama und Opapa lachen.

Das Würgen

Omama zieht mich die Böschung hinauf zu einem kleinen, weißgetünchten Haus. Eine alte Frau, die hagere Lehrerin Winkler, sitzt vor ihrem Häuschen mit dem Fundament aus großen, grauen Steinen auf einer abgewitterten Holzbank. Sie schützt ihre Augen mit vorgehaltener Hand gegen den Sommerhimmel, die Sonnenbrille mit den schwarzen Gläsern reicht als Blendschutz nicht aus. Omama flüstert auf meinen fragenden Blick hin etwas von Geblendetsein bei Star. Ich denke an den schwarzen Vogel, an seine dunklen Augen, an Vögel, Krähen, Geier, die Augen herauspicken und tiefe, schwarze Höhlen zurücklassen. Die Kleidung der Winklerin ist schlicht wie die der Urgroßmutter. Beide Frauen tragen schwarze Schürzen über den geblühten Sommerkleidern und Kopftücher. Omama grüßt. Auch ich grüße schüchtern, spüre den Schweiß in der Hand von Omama, warm und klebrig, ich mache mich los, wische meine Hand an der Hose ab.

Wer kommt denn da, fragt die Winklerin, steht auf, die graubraune Strumpfhose wirft Falten an den dünnen Knöcheln. Mit schiefem Kopf schaut sie uns an, erkennt uns nicht. Sie hört uns nur und windet schraubig den Kopf. Hat der Vogel wirklich alles herausgepickt? Die Gratzl Kathi und das Biable, lautet die Antwort. Ah, die Kathi. Die Alte steht auf und begrüßt uns Besucher. Ich versuche zu erkennen, ob sie Augen oder schwarze Löcher hinter den Brillengläsern hat. Aussichtslos. Wir werden in die muffige Küche mit den kleinen vergitterten Fenstern gebeten. Das Biable bin ich mit vier Jahren.

Das Haus hat zwei Zimmer, rechts die Küche, links das Schlafzimmer, vom Vorraum führt eine steile Holzstiege mit einem glänzend glattgegriffenen Holzgeländer in den ersten Stock hinauf. Es gibt verdünnten Holundersaft für das Biable und Lindekaffee für die Kathi. Nach einer Weile holt die Winklerin eine Figur aus dem Schlafzimmer und stellt sie auf den Tisch. Es ist ein Jäger auf einer runden Holzplatte, der Schlüssel zum Aufziehen steckt in seinem Rücken. Ich soll ihn drehen, die Figur

aufziehen, nicht zu weit, wegen der Feder. Vorsichtig bewege ich den Schlüssel, schaue hinunter, schaue hinauf, auf die zahnlosen Kiefer der beiden Alten, auf den Schlüssel zum Aufziehen. Drehe und drehe und versuche, das Knarren des Schlüssels im Ohr, in den faltigen Gesichtern zu lesen, wie lang ich noch drehen darf. Der Jäger mit dem Gewehr auf dem Rücken und einem Schaf oder Hund ans Knie gepresst, bewegt sich bald im Kreis, ein Lied ertönt. Ich bin erstaunt, die Frauen lachen. Schließlich bleibt die Figur stehen, verstummt, schaut mich an, Auge in Auge. Und noch einmal soll ich den Jäger aufziehen. Wieder dreht er sich zum Lied. Denselben Jäger hat auch die Muata, die andere Urgroßmutter, in ihrem Zimmer. Solche besonderen Sachen gibt es also mehrfach.

Milchig-trüb ist das Saftglas, wie die Augen der Winklerin, und schmierig belegt, nur in der Nähe des Griffs scheint es sauber, dorthin setze ich umständlich meine gespitzten Lippen. Ein erster kleiner Schluck. Es würgt mich weniger, als ich fürchte, der Ekel wird milder durch meinen Durst. Ich stelle das Glas ab, betrachte die Fingerabdrücke der Winklerin am Glas, die Schlieren im Saft, von denen ich hoffe, dass sie nicht schleimigen, gar giftigen Speichelfäden anderer Menschen entstammen, die aufgerauten Ränder des Glases, wohl von den Zähnen der Vortrinker, den schwarzen Griff des Schlüssels im Rücken des Jägers, die rissigen Hände der Winklerin, ihre krummen Finger.

Im Herrgottswinkel über dem Küchentisch hängt ein Kreuz, dahinter stecken vertrocknende Palmkätzchenzweige und das Sterbebild des verstorbenen Ehemannes. Solche Bilder kenne ich, Omama hat einen ganzen Stapel davon. Die Winklerin zeigt mir das Bild, ich erkenne einen alten Mann und schwarze Zahlen und Buchstaben. Das ist der Gottlieb, der sei jetzt im Himmel. Deswegen steht das alte Haus auch auf dem Gottlieb-Nanne-Bichl. Noch ein Schluck genau über dem Griff, dieses Mal würgt es mich heftiger. Ich mag auswärts weder essen noch trinken. Irgendetwas könnte dieses Glas beinhalten, gar Reste vom Gottlieb.

Der Heimweg ist nicht weit. Die Sonne blendet, ich halte die Hand vor die Augen, denke wieder an Stare und andere schwarze Vögel. Rechts das Haus der Familie Bauer, dann der Schmiedobstgarten mit den alten

eisernen Schaukeln aus Hollywood. Auf der hölzernen Sitzfläche hat man zu zweit Platz. Wenn einem von den vielen Äpfeln und Birnen beim Schaukeln schlecht wird, dann ist es ganz wichtig, weiter zu schaukeln, hat mir Willi beigebracht. Man muss stärker sein als der Brechreiz.

Im hinteren Teil des Obstgartens Reste des alten Römerweges mit den alten Wagenspuren und der Steinmauer in der Böschung. Hier kommen die Römer mit ihren Wagen auf dem Weg nach Teurnia durch, einer Römersiedlung in der Nähe, erzählt Willi. Zwei, drei Stellen gibt es, da sieht man Rillen im Stein von den Rädern und alte Mauern. Willi zeigt sie mir. Daneben der Garten von Omama und Opapa mit dem riesigen Nussbaum und dem Holzbänkchen rund um den Stamm, mit einer kleinen Werkzeughütte, dem Kartoffelacker, den vielen Johannisbeersträuchern und den Walderdbeeren und dem gepachteten Heustadel auf der Nachbarwiese.

Der Opapa, der Gratzl, wankt den Weg herunter, kommt uns entgegen. Ich freue mich, ihn zu sehen. Auf Schultern und Rücken trägt er ein riesiges Bündel Heu in ein Leintuch geschlagen. Noch spüre ich nicht Opapas langsam schwindende Kraft. Der Kopf ist nicht zu sehen, aber die knorrigen Hände, das durchgeschwitzte beige Hemd, das tropfnasse Leinen hängt unter den Achseln durch, dazu der lederne Bruchgürtel. Opapa atmet schwer, hustet und ächzt, die Pfeife hängt ihm im Mund. Tief atme ich ein, diese Mischung aus Schweiß und Tabakrauch und frischem Heu. Gemeinsam überqueren wir die Bundesstraße, Omamas Griff wird fester. Immer links und rechts schauen, mehrmals, Autos fahren immer schneller heutzutage, immer schneller bekräftigt sie. Lilli, die Tochter vom Sepp, kommt oben an der Bundesstraße unters Auto, wird angefahren, schwer verletzt und seither sei sie so. Ich will nicht so laut polternd reden und so eigenartige schaukelnde Bewegungen machen wie Sepps Tochter. Folgsam gleiten meine Augen hin und her.

Der riesige Heuballen vor uns wippt auf und ab, wir folgen andächtig. Beim Haus angekommen, laufe ich in den ersten Stock ins Zimmer von Muata, ihr Jäger steht noch da, ruhig und bedächtig schaut er mich fordernd an, den silbern glänzenden Schlüssel in seinem Rücken. Das Schaf,

es ist ein anderes, presst sich an sein Knie. Da gehe ich erleichtert in den Garten vor der Wohnung von Omama und Opapa, dorthin, wo vor Jahren das Mühlbachl fließt und das Mühlrad antreibt. Das Mühlrad lehnt nun an der Mühle des Nachbarn, jahrzehntelang tut es seine Arbeit.

Der Lois

Wir sitzen im Garten auf schlichten Holzbänken an einem Klapp Tisch vor der kleinen Wohnung der Urgroßeltern. Fliegen wärmen sich an der sonnenbeschienenen Hausmauer, ein bereits löchriges Fliegengitter soll ihr Vordringen in die Küche verhindern. Der Opapa zieht die Haselnusspfeife heraus und stopft sie andächtig. Den duftenden Tabak holt er in gut abgeschätzten Portionen aus dem dunklen Lederbeutel, drückt sie dann mit dem gelbschwarzen Zeigefinger der linken Hand in den Pfeifenkopf, er reißt das Zündholz über die Reibefläche der Sirius schachtel, bis es aufflammt, er zieht mehrmals intensiv an der Pfeife, die Flamme wird in den Pfeifenkopf hineingezogen, leuchtet rhythmisch wieder auf, der silberne Deckel wird zugeklappt, das Zündholz ausgeblasen und in die Schachtel zurückgesteckt. Den Ablauf kenne ich bis ins Detail. Die Tabakkrümel werden in den Lederbeutel geschoben, Opapa lehnt sich schließlich entspannt zurück. Omama bringt Lindekaffee. Diesmal war eine Giraffe in der Packung, sie steht schon bei den anderen weißen Tieren, den „Viechalen“, auf jener Leiste, die die Holzeinfassung des Diwans in der Küche nach oben abschließt. Vom Kopfende bis zum Fernseher steht noch meine Prozession. Zuerst die Elefanten, dann die Giraffen mit dem kleinen Affen am Hals, dann der Elch mit dem breiten Geweih, ständig absturzgefährdet, und der Hirsch, Bär und Steinbock, die Raubkatzen, zuletzt das Krokodil. Die Giraffe hat noch braune Kaffeereste zwischen den Hörnern.

Es gibt frische Salzstangerln mit Butter, die krachen beim Hineinbeißen. Auch der Butterwürfel ist frisch. Opapa reibt mit dem Daumenballen einen Teil des Salzes vom Salzstangerl herunter, schabt mit dem Messer Butter in dünnen gekringelten Streifen vom Butterwürfel und trägt sie mit seinem Taschenmesser auf. Ich lecke meine salzigen Lippen. Eine Katze beschnuppert neugierig mit zuckendem Schweif den Heuballen und streicht um Opapas Unterschenkel.

Das Haus, in dem sich die Wohnung der Urgroßeltern befindet, ist um die hundertzehn Jahre alt. Vorne befindet sich die Schmiede, die gehört Andreas, dem Schmied, der war noch bei der Winklerin Schüler. Die Wagnerei von Muata und Vota ist nicht ganz so alt und wird später angebaut. Der Vota ist schon tot, den hätte ich nur knapp um wenige Tage verpasst, sagen alle in der Familie, und ich sei ihm sehr ähnlich, sagt meine Mutter. Aber nicht immer. Wenn ich grantig bin, sei ich eher wie der Lois, der behinderte Halbbruder vom Vota und mein Urgroßonkel. Der Lois schläft über Jahre in der Werkstatt, jetzt lebt er in einem Altenheim. Ich sehe ihn nur selten, meistens auf dem Friedhof, dann im Kärntneranzug und mit Hut und Gamsbart. Lois ist klein, hat einen Buckel und einen großen schiefen Kopf, riesige, vorstehende, gelbbraune Zähne und hervorquellende, gerötete Augen. Beim hastigen und schwer verständlichen Sprechen mit seiner krächzenden hohen Stimme spuckt er. Sein Speichelsprühregen darf niemals in meinen Mund geraten. Ich presse die Lippen aneinander. Wenn er spricht, atme ich nicht ein. Beim Gedanken an Lois schlucke ich. Nie will ich wie der Lois sein oder so werden, greife mir heimlich an die Schneidezähne und räuspere mich. Ich versuche, nicht grantig zu sein.

Wenn wir nach dem Kirchengang oder im Dorf die Michlpaula Kathl treffen, führt kein Weg an ihr vorbei. Schon von weitem winkend steuert sie zielsicher auf mich und meine Mutter zu. Das Schürzenkleid hängt an ihr wie an einer Vogelscheuche, ein Hakenzahn verzieht die Oberlippe und ein Kropf wie ein Sack mit einem eigroßen schwankenden Knoten bewegt sich synchron zu den schaukelnden Kopfbewegungen. Mit lauter, krächzender Stimme fragt sie nach meinem Namen, fragt wieder und wieder und gibt dann nach kurzem Überlegen kreischend und prustend mit triumphfverzerrem Gesicht mein Geburtsdatum preis. Sie weiß die Geburtstage aller Dorfbewohner, kennt alle Verwandtschaftsverhältnisse und freut sich über ein paar Münzen als Gegengeschäft für einen Gebetszettel, dann tritt sie weiter. Ich hole tief Luft.

Die an Multipler Sklerose erkrankte Rosi fällt beim Öffnen der Telefonzelle am Hauptplatz plötzlich mit versteifter Muskulatur auf den

Hinterkopf, die Rettung kommt mit Blaulicht, ich träume nächtelang von ihr. Der beim See wohnende Kobi steigert sich beim Reden ohne Gegenrede in arge Wut hinein, schüttelt den roten Kopf und schimpft vor sich hin, droht. Der Mozart, ein umherziehender Mann mit vielen Plastiksackerln, ertränkt sich Jahre später im See.

Das Haus

Auf alten Fundamenten baut der Rodavota das neue Haus. Die Wagnerwerkstatt wird der Schmiede angebaut. Darüber die Wohnräume. Ein hohes schmales Haus. Aus dem Wagenschuppen zum Bach hin wird im Jahr 1959 die Wohnung von Opapa und Omama. Über der Werkstatt gibt es zuerst nur zwei Räume, nur über eine Außentreppe erreichbar. Dann wird weiter aufgestockt, umgebaut und erweitert, im Jahr 1968 leben in diesem Haus im Parterre meine Urgroßeltern, Omama und Opapa, im ersten Stock links wohnt die andere Urgroßmutter, die Muata, mit dem zweiten Aufziehhjäger. Im ersten Stock rechts wohnen wir: meine Eltern, Schwester Anita und ich. Ganz oben die Großeltern mütterlicherseits: Mutti und Vati, und auch Willi, der um siebzehn Jahre jüngere Bruder meiner Mutter. Bis ins Erwachsenenalter wird er Burli genannt. Lange denke und hoffe ich, er sei mein Bruder.

Ich kenne mich nun recht gut aus in der Familie, ich orientiere mich an den Stockwerken, am Zusammenleben der Menschen im Haus, an den Gerüchen, an den Wiederholungen meiner Mutter auf meine Fragen, die Verwandtschaftsverhältnisse betreffend. Kompliziert wird es, wenn ich an die Eltern meines Vaters denke, die nenne ich Oma und Opa, ihre Kinder nennen sie aber Muata und Vota, zur Unterscheidung werden daher die Urgroßeltern mütterlicherseits Rodamuata und Rodavota genannt, er ist schließlich Wagner und Rädermacher.

In meinem Kopf formt sich ein Schema, eine Ordnung, eine Namensprozeßion.

Ich

meine Eltern

Mama – Papa

meine Großeltern
mütterlicherseits väterlicherseits

Mutti – Vati

Oma – Opa

meine Urgroßeltern mütterlicherseits

Omama – Opapa

Rodamuata – Rodavota

Oder besser so:

Omama und Opapa; Rodamuata und Rodavota; Mutti, Vati und Willi; Oma und Opa; Mama, Papa, Anita und ich.

Das Ross

Und wieder werde ich von einer Hand vom Haus weggezogen. Es ist die warme und trockene Hand meiner Mutter. Das Mentebauerross ist nämlich gerade beim Schmied zum Beschlagen. Wir gehen um das Haus herum zum Eingang der Schmiedewerkstatt. Ein stechender Geruch weht uns entgegen, metallisch, spitz, beinahe ätzend, ganz anders als in der Holzwerkstatt von Opapa oder Vati.

Ich bin erstaunt, wie groß, ja riesig ein Pferd sein kann. Andreas, der Schmied, hat eine dicke schwarze Lederschürze umgeschnallt. Das Pferd ist auch schwarz und steht angepflockt vor der Werkstatttür. Nie darf man hinter einem Pferd stehen, ein Hufschlag könnte tödlich sein. Da seien schon einige gestorben an so einem Austreten des Pferdes, wird mir gepredigt.

Der Andreas steht trotzdem hinter dem Tier und entfernt das alte Eisen. Mit einer Feile und einem gebogenen Messer wird das Horn angefrischt, werden Späne abgeschabt. Das scheint dem Koloss nicht weh zu tun. Mit Hammerschlägen wird das neue Hufeisen angepasst. Es wird im Wasser gekühlt, es zischt und raucht, und es riecht nach verbranntem Horn beim Aufdrücken des Eisens auf den Huf. Das riesige Pferd schnaubt, schüttelt die mächtige Mähne. Meine Mutter drückt mich tiefer in die Schmiedewerkstatt, in der Nähe des großen Blasebalgs und des heißen Kohlefeuers. Daneben steht ein Eisentisch mit Zangen, Nägeln, Hämmern und dem Amboss. Der Larissi Heinz, der Geselle, kann den Amboss siebzehnmal hochstemmen, mit ganz durchgestreckten Armen, erzählt mir Willi. Sogar öfter als der Andreas. Mit aller Kraft packt Andreas nun den zweiten Hinterlauf. Das Pferd gehorcht. Wieder Zischen und Rauch und Gestank.

Im Winter zieht das Pferd ein dreieckiges Holzgestell, einen hölzernen Schneepflug, den der Mentebauer selbst zusammengesägt hat. Am Hals des riesigen Pferdes sind Glöckchen an einem breiten Lederriemen angebracht. Die Kinder im Dorf hören das mächtige Tier kommen, setzen

sich auf die Bänke im Pflug und dürfen mitrutschen. Trotz der Kinder im Pflug hat das riesige Pferd keine Mühe, die kleine Schar und den Pflug zu ziehen, doch sind seine Nüstern gebläht und es stößt heißen Atemnebel aus.

Der Mentebauer ist für die Nebenwege zuständig, den Kramerweg, den Bachweg, und für die Gehsteige in der Seestraße und Glanzer Straße. Im Pflug sitzt er ganz vorne und hält dicke Lederzügel in seinen Fäustlingen.

Andächtig starre ich auf das große Tier mit den schwarzen Haarbüscheln um die Knöchel. Der Schmied hat bereits den linken Vorderhuf in Arbeit. Dann den vierten. Hammerschläge, Zischen, Feilen, Rauchen und Stinken. Nun kenne ich schon den Ablauf.

Plötzlich stülpt sich an der Bauchunterseite des Pferdes ein grauschwarzes, immer länger und größer werdendes Ding hervor, es wippt. Ich starre auf die riesige Stange, die zum Pferd gehören muss. Meine Mutter scheint diesen Vorgang nicht zu bemerken und der Andreas ist beschäftigt. Schließlich ist er fertig und zufrieden, klopft dem Pferd auf den Hals und redet mit ihm. Braver Alter, brav. Er geht mit ihm ein paar Runden im Kreis. Die Stange zieht sich zurück, die Hufe klappern gleichmäßig. Jetzt kommt der Mentebauer und übernimmt das Pferd, es begrüßt ihn mit einem heftigen Schwingen des knochigen Schädels. Der Mentebauer im grünen Hubertusmantel verabschiedet sich, die Hufe klappern auf dem Asphalt. Der Andreas steckt Münzen und Geldscheine in die schwarze Schürze.

Der Opapa ist nach dem Krieg Rossknecht, er hat die wildesten und größten Pferde im Griff, heißt es, im Ersten Weltkrieg führt er die Pferdetransporte in die Berge, erst später arbeitet er im Magnesitwerk. Er kann mit den Pferden reden. Im Krieg stirbt er fast, nur jeder sechste von seinem Bataillon kommt heim, er wird mit Typhus den Verwandten in der Scheibtruhe vor die Türe gestellt, kommt aber unerwartet wieder zu Kräften. Die Verwandten erkennen ihn zuerst nicht wieder, wollen ihn gar nicht aufnehmen, rümpfen bei seinem Anblick die Nase, sie haben ja selber nichts zu essen. Besser, er wäre im Krieg geblieben.

Wir verlassen die Werkstatt. Kurz berühre ich noch den Amboss, drücke fester. Er bewegt sich nicht. Zu Hause gehe ich ins Klo und hole das aus meinem Hosenschlitz, von dem ich vermute, dass es der wippenden Stange des Pferdes entspricht, und ich hoffe, dass Mutti nicht gerade diesen Teil meint, wenn sie sich einen Körperteil von mir wünscht.

Meine Mutter bringt mich zu Opapa in die Holzwerkstatt. Ich erzähle ihm vom Beschlagen des Pferdes. Opapa meint, man müsse ganz besonders auf den Schweif der Pferde aufpassen, die Schweifhaare können wie Peitschen die Hornhaut im Auge verletzen. Dann sei man blind. Starschnäbel und Pferdeschweife.

Ich sitze auf Opapas Oberschenkeln, wir spielen Pferdchen. „Hoppa, hoppa Reiter, wenn er fällt, dann schreit er ...“ Ich bin ungestüm, springe immer wilder auf seinen Knien, gerate schließlich mit meinem Kopf unter das Kinn des alten Mannes, mein Hinterkopf prallt gegen seinen Unterkiefer, die Prothesenteile schlagen aneinander. Für einen Moment ist Opapas Gesicht schmerzverzerrt. Dann lacht er wieder. Ich schäme mich.

Mit zwei Freunden gehe ich über eine Wiese in Döbriach. Zu spät erkennen wir, dass wir uns auf einer Pferdekoppel befinden. Die Freunde stieben nach links und rechts davon, ich entscheide mich, in der Mitte weiter zu laufen, ein Pferd galoppiert mir nach, bäumt sich auf, legt mir die Vorderhufe auf die Schultern, drückt mich zu Boden, ich umschlinge meinen Kopf, spüre die Vorderhufe fast zart auf meinem Rücken.

Das Mühlbachl

Neben der Schmiedewerkstatt steht eine Mühle. Sie gehört dem Salzanderle, dem Bauern vom Nachbargrundstück. Dazwischen fließt das Mühlbachl, eine Ableitung vom großen Bach, der aus den Nockbergen kommt und vorbei am Magnesitwerk im Nachbarort grauschlammiges Wasser in den See trägt. Das Mühlbachl treibt den Schmiedehammer an, bewegt das riesige Mühlrad, und über dicke rotierende Pfosten wird auch die Säge und die Hobelbank der Wagnerei betrieben. Ein raffiniertes System aus Riemen und dicken Holzrädern sorgt für die richtige Geschwindigkeit, später übernehmen das die Elektromotoren. Ein ständiges Brummen und Getöse, und wenn der Vota und seine Söhne arbeiten, wenn Vollbetrieb herrscht, versteht man sein eigenes Wort nicht. Das Rauschen des Mühlbachls sorgt bei allen für guten Schlaf, meint meine Mutter. Allein in die Werkstatt darf ich nicht, es könnte schlimm enden, wenn ich in die Riemen käme. Dann wird man um die Räder und Bolzen gewickelt, sagt Vati. Das sei schon passiert.

Bis zum Ende der 1950er Jahre fließt das Mühlbachl durch unser Dorf, wird auf verschiedene Weise genutzt, treibt mehrere Mühlen und ein Sägewerk an, bewegt Maschinen. Das Mühlbachl ist unbefestigt, stellenweise reißend, fischreich und tief. Doch es gibt auch Badetümpfe für die Kinder. Mit Gabeln wird der Fisch im klaren Wasser aufgespießt. Und das Mühlbachl ist die Kanalisation, trägt die Abwässer zum See.

Jede Familie hat mindestens ein Kleinkind im Mühlbachl verloren, sagt meine Mutter. Die Erwachsenen arbeiten auf dem Feld, im Wald, im Hof, in den Betrieben, man hat keine Zeit für die Kinder. Die Größeren achten auf die kleineren, nicht immer gut. Meine Mutter zeigt mir den Kinderfriedhof an der südlichen Friedhofsmauer mit den Gräbern der Mühlbachlkinder. Kleine Grabsteine und Einfriedungen, Marmorplatten von verrosteten Eisenhaken gehalten, runde Bilder mit Kindergesichtern auf verblassenden Schwarzweißfotos hinter gewölbtem Glas, fast noch Babys, Zahlen, Namen und dann die Opfer des Mühlbachls. Nicht alle

Kinder werden gefunden, einige liegen wohl im See, andere vermutlich noch in den unterspülten Böschungen, meint meine Mutter. Sie liest mir die Namen der Kinder und ihrer Familien vor, sie weiß, wo die Kinder lebten. Und sie erzählt vom Haus, das früher unterhalb des Friedhofs stand, dem Kirchenschusterhaus. Dort wohnt meine Mutter während des Zweiten Weltkrieges bei Omama und Opapa und spielt oft zwischen den Grabsteinen.

Auch das Grundstück, auf dem meine Eltern im Jahr 1964 ein Haus zu bauen beginnen, wurde vom Mühlbachl begrenzt. Oft wird mir gezeigt, wo es bis vor einigen Jahren noch fließt, auch die gefährliche Biegung mit dem unterspülten Ufer. Das Mühlbachl wird zu bedrohlich, schließlich nicht mehr gebraucht, die Elektrifizierung schreitet voran. Es wird zugeschüttet, genug geopferte Kinder. Bald kennen nur mehr wenige den Lauf des Mühlbachls. Doch auch der große Bach ist nur dreißig Meter vom Rodahaus, der Wagnerei, entfernt. Bloß bis zur Böschung, ja nicht darüber hinaus, so die Anweisung. Geht nicht zum Bach, ja nicht, höre ich mehrmals täglich. Der Bach bekommt so eine unglaubliche Anziehungskraft für uns Kinder. Sind die Kinder nicht gleich zu finden, laufen die Erwachsenen immer sofort zum Bachbett.

Als ich bereits im neuen Haus wohne, erliege auch ich der Verlockung des Baches, trotz aller Vorsicht rinnt mir Wasser in die Schäfte der Gummistiefel. Ich hänge die grünen Socken auf die Wäscheleine und stelle die Stiefel umgekehrt auf die steinernen Stiegenstufen vor dem Haus, wie ich es bei den Erwachsenen gesehen habe. Nur dieses eine Mal spüre ich den Teppichklopper hart auf meinem Hintern, mehrmals, knarrend und schnalzend.

Der Teufel

Ich gehe zu Opapa und Omama, in die Küche. Meine Mutter hat mich schön angezogen, ich spüre es am Kratzen des Hemdes am Hals, spüre es an der Hose, an den Oberschenkeln und in den Kniekehlen. Der steife Gang ist meine Methode, um jegliche Reibung zu vermeiden. Ich versuche, die Knie nicht zu beugen. Die Hose ist beige, meiner Mutter gefällt sie, mir nicht, schon beim Anprobieren im Werkskaufhaus ist klar, dass die Nähte reiben werden, meine Haut ist gerötet. Wenn das Jucken unerträglich wird, ziehe ich die Hose im Verborgenen kurz hinunter.

Omama trägt ein dunkelblaues Kostüm mit einer Brosche am Kragen, ein in Silber gefasster grüner Stein. Opapa sitzt noch im Unterhemd am Küchentisch und rasiert sich, nass, mit viel Schaum und einer frischen Klinge im Rasierer. In einer kleinen Porzellanschüssel schlägt er mit dem Rasierpinsel den Schaum steif und trägt ihn auf Gesicht und Hals auf. Das quatschende Geräusch und dann das Schaben, wenn er sich mit der zur Feier des Tages frisch eingespannten Klinge über die mit der linken Hand gestraffte Haut fährt, höre ich noch heute. Das spärliche graue Haar wird mit Speichel angefeuchtet und zurückgekämmt, der Kärntneranzug angezogen. Jetzt fehlen nur noch die Heldenmedaillen. Omama holt sie feierlich aus dem Schlafzimmerkastengeheimfach. Man muss eine Lade herausziehen, daneben ein Holzstück entfernen, dann kommt eine Spalte im Kasten zum Vorschein. Vierzehn Medaillen in Gold, Silber und Kupfer mit verschiedenen Farbbändern sind an einer überdimensionalen Nadel aneinandergereiht, die Omama nun an Opapas Sakko befestigt. Ich kenne die Bedeutung der Orden, Opapa erklärt mir immer wieder, welchen Orden er für welches Verdienst bekommen hat. Er schaut in den Spiegel, die Omama stolz auf ihn. Die Nadel ist noch nicht gerade genug.

Ich gehe steif, aber feierlich zwischen Omama und Opapa, mit ihm im Gleichschritt, hinunter ins Dorf, zum Dorfkirchtag auf der Wiese beim Bauern Passler. Opapa wird von vielen ehrfürchtig begrüßt, be-

wundert. Auf jeden Gruß bin ich stolz, denn er gilt auch mir. Opapa geht aufrecht und andächtig. Die riesigen, schwarzen, immer sorgfältig geputzten Lederschuhe wird er mir ebenso wie das Zeissfernglas kurz vor seinem Tod schenken. Nach seinem Tod im Jahr 1981 hole ich mir auch den Tabakbeutel und den Rasierer. Er ist Achterjäger im Ersten Weltkrieg, geht als junger Mann in den Krieg, kommt todkrank als Held zurück, hat alles gegeben für Österreich, fast sein Leben, seine Fruchtbarkeit. Die Zähne sind ihm ausgefallen, nur mehr 40 Kilo wiegt er, als er von der Isonzoschlacht und der kurzen Kriegsgefangenschaft heimkehrt. 900 Männer des 1.100 Mann starken Feldjägerbataillons Nummer 8 lassen ihr Leben.

Die Orden glitzern in der Sonne. Die Italiener seien Verräter, sagt mir Opapa bei jeder Gelegenheit, und er erwähnt den sinnlosen Stellungskrieg in Italien und die Tunnel im Felsen, die Kälte im Winter und die vielen Toten. Er sieht im Krieg Unglaubliches, sogar den Teufel. Der geht bei einem Wirtshaus vorbei, legt seine Hand aufs Fensterbrett und Opapa sitzt am Fenster und sieht die behaarte Hand. Er sieht auch die Krallen. Die Hand des Teufels, schwört Opapa. Feierlich hebt er seine rechte Hand zum Schwur. Eine zweite Geschichte kenne ich bereits, die soll das Kind eigentlich nicht hören, meint die Omama. Eine Frau in einem Dorf lässt sich mit dem Pfarrer ein und gebiert dann Hunde. So sei das bei Verkehr mit Pfarrern, sagt Opapa mit ernstem Gesicht.

Ich gehe zwischen dem Kriegshelden und Omama immer weiter ins Dorf hinunter, fast sind wir da. Die Hose kratzt fürchterlich. Opapa hat neue falsche Zähne, vorne unten wurde eine Lücke herausgeschliffen, darin hängt die Pfeife. Er hat mehrere Pfeifen, seine Lieblingspfeife ist aus Haselnuss gefertigt und hat eine grüne Kordel. Die ziehe am besten. Was Opapa wirklich im Krieg macht, welche Orden er wofür bekommt, erfahre ich bei seinem Begräbnis 1981 etwas genauer. Bevor die Fahne ins Grab gesenkt wird, berichtet sein Vorgesetzter im Krieg, ein bereits schwankender, uralter Mann, selbst dem Tode nahe, in der Grabrede von Opapas Heldentaten: Opapa hört beim Wachhalten schabende Geräusche im Felstunnel. Er warnt rasch seine kleine Einheit, man räumt

den Tunnel, kurz darauf gibt es eine heftige Explosion. Die Medaillen prangen auf einem blauen Samtkissen mit dem gestickten Motto: „tapfer und treu.“ Dann ertönt: „Ich hatt’ einen Kameraden ..“ und der Marsch „Achterjäger voran“. Ich bin mehr stolz als traurig. Bei Papas Begräbnis bin ich mehr traurig als stolz.